

Ein *Freischütz*-Skandal am Kleinen Kiel oder Webers *Freischütz* ist nicht zu ruinieren

Gedanken von Ute Schwab, Gettorf

Das 1907 erbaute, nach umfangreicher Renovierung am 16. November 2003 wiedereröffnete Kieler Opernhaus bot am ersten Abend mit dem *Freischütz* das am häufigsten gespielte Werk von Carl Maria von Weber im deutschen Opernrepertoire. Nun war nicht nur die Bühnentechnik und die Bestuhlung des Zuschauerraumes erneuert worden, auch in der Direktion des Hauses hatte es einen Wechsel gegeben, und so präsentierten sich mit der Inszenierung auch die neue Theaterchefin Anette Berg und – aus Meißen nach Kiel gekommen – der neue GMD Georg Fritsch, der sich als mit Weber und seiner Oper wohlvertraut erwies: abgesehen von kindlichen Erinnerungen an die *Freischütz*-Einspielung unter Carlos Kleiber in Dresden 1973 wirkte er bei der Wiedereröffnung der Semperoper mit dem *Freischütz* 1985 als Cellist mit. Aber auch ein extern engagiertes, nicht ganz unbekanntes Regie-Team (Regie: Frank Hilbrich, Bühnenbild: Hugo Gretler, Kostüme: Ines Rastig) ließ viel Neues erwarten.

Die Wiedereröffnung eines Opernhauses verdient es allemal, von der regionalen Presse schon im Vorhinein Aufmerksamkeit – etwa durch Probenberichte – zu erhalten. So erschienen etliche Vorberichte (*Viel zu früh für hohe Töne* 30. Oktober, *Die Viertel sind noch zu gemütlich* 6. November, *Vorhang auf im neuen Opernhaus* 14. November, *Was bleibt von der Romantik* 15. November). Dabei machte man sich offensichtlich mehr Sorgen um das Funktionieren der Technik, als um Weber. Immerhin fällt zu diesem Zeitpunkt schon einmal der Begriff „Schaueroper“, zumindest im Zusammenhang mit der Hebebühne.

Der neue GMD war sehr erwartet worden und gewann die Sympathie des Kieler Orchesters und Publikums, nicht nur durch sein sachlich engagiertes Auf- und Eintreten für die Weber-Oper. Auch für die erste Veranstaltung im renovierten Hause – vor der offiziellen Premiere – hatte er ein eher ungewöhnliches Projekt gestartet: eine Kinderkonzert-Matinee zu Joseph Haydn. „Das Mehrkümmern um die Ohren des Nachwuchses“ soll Signal in Kiel sein.

Vielleicht liegt es aber in Sachen *Freischütz* gar nicht so sehr an den Ohren; der Wohlklang des Orchesters bei der Opern-Premiere jedenfalls wird mit wenigen Einschränkungen von fast allen Rezensenten überschwänglich gelobt, zu Recht. Es ist ja noch immer nur ein B-Orchester geblieben.

Aufklärung täte sicherlich gerade im dramaturgischen Bereich eher not. Im Operncafé wurde am 2. November, veranstaltet vom Verein der Freunde des Theaters, wie jeweils vor einer Premiere, zwar nicht die Inszenierung beschrieben, aber eine Diskussion begonnen zum *Freischütz*-Thema, dem Libretto und den Hintergründen bzw. der Erklärung dieser Story im 21. Jahrhundert, an der alle für die Aufführung Verantwortlichen teilnahmen. Danach war man durchaus neugierig auf die szenische Umsetzung.

Kiel hatte lange auf die Renovierung seines Hauses warten müssen, warum dann aber aus diesem Anlaß die Premiere der Weber-Oper durch Buh-Rufe von Teilen des Publikums dem Kieler Haus nun den Rang des nicht ganz Normalen gab, ob das allein am Begriff der „Schaueroper“ lag? Später scheint es jeder so empfunden zu haben, jedenfalls jeder, der diese Premiere durch sein Buhen begleitet hatte. Wenn Opernbesucher schon keiner Einführungsveranstaltung gefolgt waren oder die Presse zur Information genutzt hatten, so wäre doch aber das Programmheft eingehend zu studieren gewesen: wesentliche Eingrenzungen wurden hier außer von den hauseigenen Autoren durch Ernst Bloch, Thomas Mann, Oskar Bie, Theodor W. Adorno, Elias Canetti oder Sören Kierkegaard gegeben, und die dortigen Erläuterungen – nicht zur Rechtfertigung des Regie-Teams, sondern zu verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten des *Freischütz*-Stoffes im Laufe der Jahrhunderte – hätten dank ihrer Vielfalt einige Buh-Probleme gar nicht erst entstehen lassen.

Nun aber, ehe es wie eine Publikumsbeschimpfung aussieht, sollten einige der zu Diskussionen führenden, gravierenden Absonderlichkeiten der Inszenierung genannt werden. *Eiche dekor statt Eiche natur*, *Wer sich die Kugel gibt*, *Freischütz mit Ladehemmung* ... Zugegeben, die neue Bühne war nicht in den grünen Wald aller romantischen Vorstellungen vom Oberförster verwandelt worden. Der Wald bestand aus holz furnierten Säulen mit Neonröhren, der Unterbau der Bühne wurde für die Wolfsschluchtszene in eine „Matratzengruft“ verwandelt, die Betitelungsanlage oberhalb der Bühne wurde mit dem dreiwortigen Laufband „KEIN GOTT LEBT“ / „LEBT KEIN GOTT“ aus der Arie des Max mottobildend benutzt.

Der Jägerchor sang in Schützenuniformen und die Brautjungfern sangen sich, Strophe für Strophe durch einen hochprozentigen Korn belohnt, in den durch Derartiges erzeugten Rausch. Der Eremit als Pop-Guru und dann der Max als Looser, der sich am Ende wirklich die „Kugel gibt“, Apels *Gespensterbuch* wurde hier, was offensichtlich kaum jemand begriffen hatte, wieder in seine alten Rechte, d. h. die ursprüngliche Fassung, eingesetzt – schließlich

ist die Zensur in Berlin und Wien und auch in Schleswig-Holstein schon seit längerer Zeit nicht mehr dramenprägend.

Vieles, was den Jägerchor und die Jagd anging, hatte sich das Regie-Team – durch Besuch von mehreren Schützenfesten hier im Norden und selbst der GMD durch das Mitgehen mit einem Förster in der Lüneburger Heide – durchaus vergegenwärtigen wollen. Also es wurde eigentlich wenig dem Zufall überlassen.

Nachdem trotz einleitender Foyer-Gespräche auch nach mehreren Aufführungen noch immer Unverständnis für die Inszenierung zu herrschen schien, sollte am 6. Dezember schließlich eine psychologische Betreuung in Form eines weiteren Foyer-Vortrages „Die Ordnung der Dinge und das Unheimliche“ helfen. Dabei wurde der Konflikt der Inszenierung so zu erklären versucht, daß für den „Phänotypus“ junger Leute heute inszeniert werde, der Stoff aber alt sei („antibürgerliche Tendenz“) und „der Freischütz nichts weniger als tödlich ist ...“!!! Man hätte das alles nicht zu kommentieren brauchen, wäre da nicht der Vorwurf, daß diese Inszenierung eine destruktive künstlerische Leistung sei und die Dialektik des Librettos geopfert worden sei, daß man die Oper in der Zeit des 30-jährigen Krieges, um 1789 oder 1825 hätte ansiedeln können, aber nicht zeitnaher, daß man dem Max seine jägerische Potenz und seine Heiratsfähigkeit abgesprochen hätte und die weltliche Obrigkeit und den Eremiten wenig vorbildhaft dargestellt habe. Ohne von dem psychologischen Konzept des Regie-Teams auch nur Kenntnis genommen zu haben, trugen diese Ausführungen keineswegs zur versachlichenden Diskussion über die Inszenierung bei.

Aber soviel hatte zumindest das Premieren-Publikum nicht mehr bedenken wollen und buhte einfach. Die Zeitungsleser haben dann offenbar nach den Schlagzeilen auch nicht mehr weiterlesen wollen, sonst wäre ihnen der Bericht von der gelungenen musikalischen Ausführung (Orchester, Dirigent, Sänger) nicht so unwesentlich erschienen, denn daß eine so alte Oper ein wohlherzogenes Premierenpublikum so sehr buhen läßt, das kann doch auch eine Hoffnung auf kommende Werke sein. Ein Auseinandersetzen mit alten Opernstoffen etc. im 21. Jahrhundert und das Heranführen der Heranwachsenden werden, wenn wirklich weiter gute Jugendarbeit betrieben wird, dann ohnehin selbständiges Nachdenken beim Genuß einer Oper zur Folge haben.

Es war schade, daß aufgrund der Berichte vorher und hinterher offenbar die meisten Leser nur das Nichtgefallen zur Kenntnis nahmen und demzufolge einer Aufführung fernblieben. Wenn in früheren Jahrzehnten gebuht wurde,

hatte das eher das Interesse von Opernbesuchern geweckt. Doch konnte auch die „psychoanalytische Nachbehandlung“ am Nikolaustag kaum etwas zum Verstehen beitragen. Dabei hätte man hier ein breites Feld gehabt mit dem *Freischütz*-Stoff.

Aber Webers *Freischütz* ist nicht zu ruinieren durch zeitgemäßes Hin- und Weghören und -sehen! Zumal man in Eutin im Jahre 2005 sicherlich wieder eine biedermeierlichromantische Schloßparkinszenierung folgen lassen wird, wie wohl auch an anderen Orten in der Republik. Die Zürcher Berghaus-Inszenierung von 1999, die wohl jegliche Bäume vermissen ließ, hatte schon ähnliche Ideen ansprechen wollen und ähnliche Kritik geerntet. Unter den Inszenierungen des Jahres 2003 ist Kiel neben Basel und Mainz durchaus anerkannt bewertet worden.

Ein „Ritt ins alte romantische Land“

Zauberhafter *Oberon* bei „sagenhaften“ Musikfestspielen
erlebt von Frank Ziegler, Berlin

Die Dresdner Musikfestspiele 2004 standen unter einem wundervollen Motto: *Sagenhaftes* – und da durfte Weber natürlich nicht fehlen! Neben seinem *Freischütz* in den bekannten Produktionen in der Semperoper sowie auf der Felsenbühne Rathen stand der *Oberon* konzertant auf dem Programm. Ursprünglich versprach die Planung Romantik pur: eine Openair-Aufführung am Palais im Großen Garten, doch dann mißtrauten die Veranstalter doch dem Wetter (zu Unrecht!) und verlegten Webers Feenoper trotz des strahlenden Sommerwetters am Pfingstsonntag (30. Mai 2004) in die nüchternere Atmosphäre des gerade fertiggestellten Internationalen Congress Centers, dessen Mehrzweckhallen-Architektur nur durch einen freien Blick auf die Elbwiesen ein wenig von der ursprünglich beabsichtigten Symbiose von Naturerlebnis und Musikgenuß ahnen ließ. Die Befürchtung, durch diesen Ortswechsel würde die Aufführung gleichsam „entzaubert“, erfüllte sich dennoch nicht; dem wirkten zum einen Webers großartige Musik, zum anderen die absolut stimmige, einfühlsame Bearbeitung von Johannes Schaaf und Wolfgang Willaschek entgegen.

Für die Text-Einrichtung, die Schaaf und Willaschek nach der Dialogfassung für die Produktion des Opernhauses Zürich von 1998 für eine konzertante Aufführung adaptierten, sprechen zwei gewichtige Argumente: Einer-